

HEYNE <

Deborah McKinlay

Die unverhofften
Zutaten
des Glücks

Roman

Aus dem Englischen
von Frauke Brodd

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel
THAT PART WAS TRUE bei Grand Central Publishing/
Hachette Book Group, Inc., New York



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Salzer Alpin wird produziert von UPM, Schongau
und geliefert von Salzer Papier, St. Pölten, Austria.

Vollständige deutsche Taschenbuchausgabe 08/2015
Copyright © 2013 by Deborah McKinlay
Published by arrangement with Grand Central Publishing, New
York, NY, USA
All rights reserved
Copyright © 2014 der deutschen Ausgabe by Wilhelm Heyne
Verlag, München, in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Printed in Germany 2015
Redaktion: Angelika Lieke
Umschlaggestaltung: Eisele Grafik-Design, München
Artwork: Martina Eisele unter Verwendung der Bilder von Peggy
Wyatt/The Bridgeman Art Gallery/Getty Images sowie art@design
und Ensieh, beide Shutterstock
Satz: Vornehm Mediengestaltung GmbH, München
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN 978-3-453-41843-1

www.heyne.de

Für meinen Vater

Danksagung

*Mein Dank gilt Alexandra Machinist
und Deb Futter*

*Sehr geehrter Mr. Cooper,
wahrscheinlich würde eine E-Mail Sie viel schneller erreichen, aber ein handgeschriebener Brief ermuntert mich dazu, meine Worte sorgfältig zu wählen. Denn ich bin mir bewusst, dass ich einem Schriftsteller schreibe.*

Ich wollte Ihnen mitteilen, dass mir Ihr Roman Empfänger unbekannt sehr gut gefallen hat. Die Szene, in der Harry Gordon den Pfirsich isst (»er beugte sich leicht nach vorne und hielt mit dem linken Arm seine grüne Seidenkrawatte zurück, während der Saft auf die Manschette seines Hemdes am anderen Handgelenk tropfte«), brachte einen Hauch von Sommer in einen verregneten englischen Tag. Und sie rief in mir obendrein die Erinnerung an das schon fast dekadente Vergnügen wach, eine sehr reife Frucht zu genießen – eine Seltenheit, leider.

*Herzliche Grüße
Eve Petworth*

*Sehr geehrte Ms. Petworth,
haben Sie vielen Dank für Ihre freundlichen Worte. Es ist
immer wieder spannend, eine Rückmeldung von einem
Leser zu erhalten, und noch viel spannender, einen Brief
zu bekommen. (Eine Seltenheit, leider.)*

*Was das Obst angeht, so bin ich ganz und gar Ihrer
Meinung. Meistens bekommen wir hier auch nur dieses
Zeugs, das nach nichts schmeckt. Irgendwo stand mal,
dass die unreifen Dinger sich gut für Marmelade eignen.
Ich mache zwar keine Marmelade, aber Ihr Brief war mir
Anlass genug, darüber nachzudenken, wie wichtig es ist,
sich mit etwas Mühe zu geben. Deshalb werde ich mich
vielleicht doch mal an eine Marmelade wagen.*

*Mit freundlichen Grüßen
Jackson Cooper*

Kapitel 1

»Haaalllloooo.«

Jack kannte dieses Haaalllloooo, und zu jedem anderen Zeitpunkt hätte er sich höllisch darüber geärgert. Doch wenn man bis fünf Uhr nachmittags den Tag damit verbracht hatte, über das noch frische Scheitern der eigenen – zweiten – Ehe nachzugrübeln, war jede Art von Ablenkung willkommen. Das Hallo kam von Lisa Milford. Sie wohnte gegenüber von Jack auf der Sea Lane.

»Jackson, gerade habe ich das von Marnie und dir gehört«, sagte sie.

Sie betrat das Haus einfach durch die Küchentür, wie schon so viele Male zuvor. Lisa redete gern und viel, und in Marnie hatte sie in der Vergangenheit eine gute Zuhörererin gefunden.

»Es tut mir so leid«, sagte sie.

Offensichtlich kam Lisa direkt vom Tennisplatz, denn sie trug ein entsprechendes Outfit. Sie war eine zierliche Brünnette mit glänzendem Haar, und in dem Kleid hätte man sie für eine Puppe halten können, gäbe es da nicht die zart versprengten Sommersprossen auf ihren nackten Oberarmen.

Jack, endlich erlöst von seiner eigenen Gesellschaft, lächelte und begrüßte sie herzlich, herzlicher als je zuvor. Bis zu diesem Augenblick war Lisa Milford nur eine Randerscheinung in seinem Leben gewesen, so wie das schwache Brummen eines weit entfernten Motors, das man gut ausblenden konnte.

An diesem Abend jedoch plauderten sie erst eine Weile im Stehen, bis sie sich schließlich auf seinen Küchenstühlen aus Holz niederließen. Lisa hatte sie so vom Tisch weggeschoben, dass sie sich gegenübermaßen – ihre Zehen berührten sich fast, ihre Oberkörper neigten sich entspannt nach vorne. Sie unterhielten sich angeregt wie Freunde oder Eltern vor dem Schultor, und der Austausch ihrer Erfahrungen machte sie zu Verbündeten. Lisas Ehemann hatte sie im letzten Sommer nach einer lang andauernden Affäre verlassen. Jack fand, es wäre wohl das Mindeste, ihr einen Drink anzubieten.

Und dann noch einen.

Und dann schien sich Jacks Gehirn abzuschalten und die Natur ihren Sirenen gesang auf andere Zonen seiner Anatomie auszurichten. Auch wenn der Auslöser eine Frau war, die sich liebend gerne selbst reden hörte.

Lisa, die sich einsam fühlte, war bereits seit fast drei Jahren Jackson Coopers magnetischer Anziehungskraft ausgesetzt. Daher schmolz sie – als unmittelbare Reaktion auf den ersten, bedeutungslosen Kontakt seiner Hand mit ihrer Taille – sofort dahin. Während er gerade dabei war, das dritte Glas Wein einzuschenken, drückte sich ihr Körper wie zufällig an seinen und verharrte dort einen Moment lang.

Während sich ihre Bekanntschaft in den folgenden Minuten vertiefte, musste er keinen großen Einsatz zeigen. In dem Raum, den der Immobilienmakler – und seitdem niemand mehr – »das Gartenzimmer« genannt hatte, manövrierte er sie beide geschickt auf ein Tagesbett mit einem Überzug aus blau-weißem Drillich. Marnie hatte von dort aus besonders gerne die Sonnenuntergänge beobachtet. Endlich berührten Lisas perfekt manikürten Hände mit leidenschaftlicher Begeisterung seine Brust.

Jacks Begeisterung hingegen war höchstens instinktgesteuert, aber er hätte die Sache zu Ende gebracht. Doch genau in dem Moment, in dem Lisa sich anschickte, die letzte, hauchdünne Stoffbarriere abzulegen, gab sie ein sittsames, mädchenhaftes Kichern von sich. Und dieses Geräusch ging Jack durch Mark und Bein. Seine Sinne schärften sich wieder. Oder besser gesagt, sie taten genau das Gegenteil: Die Natur, die kurz davor seine Handlungen und Gedanken impulsiv vorangetrieben hatte, ließ ihn im Stich.

Lisa merkte vorerst nichts von dieser neuen Entwicklung. Sie widmete sich ihm voll und ganz und machte entschlossen und zielgerichtet weiter. Aber irgendwann wurde ihre Atmung langsamer, bis sie schließlich ganz abflachte.

»Ja-ack?« Sie schoss hoch und schaute auf ihn herab.

Jack wich ihrem Blick nicht aus. Was er sah, war eine Frau, eine gewöhnliche Frau, viel zu sehr aus Fleisch und Blut. Er ließ von ihr ab, hob sie von seinem Schoß und setzte sich aufrecht hin.

»Tut mir leid, Süße.« Er strich sich eine Haarsträhne aus

der Stirn und stand auf, wobei er sie vorsichtig von sich wegschob.

Lisa richtete sich kerzengerade auf. Sie war nackt und fröstelte leicht. »Keine Sorge, Jack«, sagte sie mit sanfter Stimme, »ich bin nicht lesbisch.«

Jack starrte sie an.

»Was Marnie wahrscheinlich immer schon war«, schob sie schnell hinterher. Sie fand, ihre Worte klangen ziemlich verständnisvoll. »Die Leute werden nicht schwul oder lesbisch, sie *sind* es einfach.«

Jack war sprachlos. Er zog seine Hose wieder richtig an und klaubte ihr Tenniskleid auf.

»Danke«, sagte Lisa, als er es ihr reichte, aber anstatt es wieder anzuziehen, presste sie es zusammengeknüllt mit einer Hand gegen ihre Brust. »Vielleicht sollten wir zu mir gehen«, schlug sie vor. »Wir machen es uns gemütlich – trinken etwas und gehen in den Whirlpool. So was in der Art.« Sie beugte sich zu ihm vor und wollte mit vier Fingern sanft und ermutigend seine Wange berühren.

Jack, der ihre Finger entfernte, indem er ihren Arm am Handgelenk packte, als würde er eine Raupe aus seinem Salat fischen, entzog sich diesem Annäherungsversuch. »Heute Abend passe ich«, sagte er. Und dann lächelte er, um seine Worte abzuschwächen, und war erleichtert, dass Lisa endlich Anstalten machte, sich wieder anzuziehen. Sie sah so schmal und verletztlich aus, als sie sich nach ihrer Unterwäsche bückte.

»Es tut mir wirklich leid, Süße ... lass uns nächste Woche gemeinsam etwas unternehmen. Ich rufe dich an.«

»Versprochen?«, fragte sie.

»Versprochen«, wiederholte er.

Sie war immer noch dabei, ihren Tennisdress zurecht-zuzupfen, als er bereits die Tür öffnete.

Viel später und wesentlich betrunkenener nahm Jack in seinem Arbeitszimmer eine Postkarte aus der Schublade seines wuchtigen Eichenholzschreibtischs. Auf der Vorderseite befand sich ein Meeresbild, jede Menge prächtiges Türkisblau. Sein Blick wanderte jedoch zu einem roten Boot, das nur vage angedeutet in der rechten oberen Ecke hing. Es war ein ansprechendes Motiv, die Abbildung eines Ölgemäldes von einer weiteren Nachbarin, Julie Hepplewhite. Sie hatte eine Galerie mit Atelier auf dem Melon Walk. Die Art von Geschäft, von denen es in den Hamp-ton, und vor allem in Grove Shore, nur so wimmelte – ausgesprochen pittoresk und ein bisschen sehr bemüht. Allerdings war *Julies Gallery on Melon* besser als viele andere. Wenigstens konnte sie malen.

Aber jetzt, als er eines ihrer Bilder im Licht der gerade eingeschalteten Schreibtischlampe betrachtete, fiel ihm weiter nichts Positives zu Julie ein. Sie war eine Null-acht-fünf-zehn-Eroberung gewesen, das genaue Gegenteil zu der gescheiterten Fummelei von vorhin: der mühelose Schlussakt nach einem nächtlichen Spaziergang ins traute Heim, als Abschluss einer Party. So normal wie das Binden der Schnürsenkel. Der Vorfall war bei ihnen beiden längst in Vergessenheit geraten.

Wenn Jack die Galerie hinter einer Traube Touristen betrat, an einem unverplanten Samstag, um der Kunst an den Wänden einen unverbindlichen Blick zu gönnen und

ein paar Postkarten mitzunehmen, begrüßte ihn Julie an der Kasse immer mit einem freundlichen Lächeln und einem »Hallo, Jack«. Und er antwortete jedes Mal mit einem »Hallo, Julie«. Nullachtfünfzehn eben.

Jack drehte die Postkarte um, nahm einen Stift aus einer umfunktionierten alten Kaffeedose, in der sich wie immer ein Dutzend davon befand, und schrieb:

*Liebe Eve Petworth,
arbeiten Sie als Köchin?
Jack Cooper*

Irgendwo in der tiefsten Provinz Englands, in einem Haus, das wie eine Werbeanzeige für seine grünen Landschaften wirkte, schob Eve Petworth eine hübsch angeordnete Fotografie in einem Silberrahmen ein paar Zentimeter nach links, um auf einem selten benutzten Klavier Platz zu schaffen für eine bauchige Kristallvase. Geistesabwesend brachte sie die gelben Blumen in der Vase für einen Augenblick näher an ihr Gesicht. Die Geste blieb unbestimmt, denn sie war in Gedanken mit etwas anderem beschäftigt und achtete kaum auf den Duft. Ohnehin war der Duft der Rosen – die Sorte hieß *Golden Celebration*, was sie ohne Zögern jedem hätte sagen können – für Eve genauso vertraut wie der von Bienenwachs, Lorbeerblättern oder Zitronenschalen. Sie drehte sich um und beobachtete Izzy.

Izzy kam hinter ihrer Mutter ins Zimmer und durch-

querte zielstrebig den Raum. Dann öffnete sie ein Fenster mit so viel Schwung, als wollte sie von dort aus hinaus ins Freie fliegen.

Fast kleinlaut wartete Eve ab, was Izzy ihr gleich auftragen würde, so als wäre sie selbst für einen Moment das Kind und Izzy die Mutter. Sie musste nicht lange warten.

»Wir trinken einen Campari«, verkündete Izzy. Das Sonnenlicht, das sich jetzt in ihrem Rücken befand, betonte noch das Blond ihrer Haare.

Ihr unbezwingbares Blond, dachte Eve, das im Vergleich zu ihrem eigenen Rostbraun so viel dramatischer wirkte.

»Ja«, antwortete sie. Sie hasste Campari.

Nach dem Aperitif aßen sie Ragout vom Fasan. Eve hatte es morgens aus der Tiefkühltruhe geholt, vom Plastikbehälter befreit und einfach aufgewärmt. Und sie hatte dabei den Sticker auf dem Deckel ignoriert, der besagte: »Soße unbedingt nachwürzen«.

Die Soße brauchte tatsächlich noch etwas Würze, stellte sie fest, nachdem sie den ersten Happen probiert hatte. Sie nahm einen winzigen Löffel Salz aus einem Silbernapf, der vor ihr stand, und verteilte die Prise auf ihrem Teller, aber es brachte keine wesentliche Verbesserung.

Izzy gab keinen Kommentar zur Soße ab, sondern merkte lediglich mit leiser, nahezu unvermeidlicher Kritik an, dass Ragout vom Fasan für ein Mittagessen im Juni etwas zu winterlich sei. Natürlich hatte sie damit vollkommen recht. Aber Eve hatte festgestellt, dass der Wille, für diesen besonderen Anlass auch noch extra zu kochen, sie verlassen hatte. Sie begingen den Todestag von Izzys

Großmutter. Virginia Lowell war an einem klaren, kühlen Nachmittag wie heute gestorben, vor genau zwölf Monaten. Es war Izzys Idee gewesen, an diesem Tag ein Zeichen zu setzen.

Ich komme dich besuchen, Mummy«, hatte sie letzte Woche von London aus geradezu ins Telefon gerufen.

Eve hörte Autogeräusche im Hintergrund und stellte sich ihre Tochter vor, wie sie in irgendeinem todschicken Büro-Outfit von einem wichtigen Termin zum nächsten eilte und dabei wie ein reinrassiges Rennpferd Strecke machte.

»Wir sollten wenigstens schön gemeinsam mittagessen gehen. Wir können doch nicht so tun, als sei dies ein ganz normaler Tag.«

Eve hatte den darin enthaltenen Vorwurf sehr wohl herausgehört und ihrer Tochter wie immer stillschweigend zugestimmt, als Izzy rasch auflegte und Eve am anderen Ende der Leitung zurückließ. Die Verabredung stand.

Jetzt wandte Izzy sich dem Tischende zu. Sie hatte ein kleines Porträt ihrer Großmutter ins Esszimmer mitgebracht. Es stammte aus ihrem alten Kinderzimmer, in dem sie immer noch gerne schlief. Sie hatte es auf Virginias Stuhl platziert, auf dem sie nun wie ein Gespenst gegenwärtig war, um beim Essen über sie zu wachen. Izzy prostete dem ausdrucksstarken Gesicht mit ihrem Weinglas zu und sagte: »Auf dein Wohl, meine Liebe!« Dann verkniff sie sich eine drohende Träne und kehrte augenblicklich zu dem ihr eigenen stoischen Gleichmut zurück.

Eve wusste, dass Izzy durch den Tod ihrer Großmutter

nicht nur untröstlich, sondern regelrecht geschockt gewesen war – in Izzys Leben passierte nur sehr wenig, von dem sie nicht wollte, dass es passierte.

»Aber sie war doch noch *jung*«, hatte sie immer und immer wieder protestiert, als Eve ihr die Nachricht am Telefon überbrachte, obwohl Eves Mutter fast achtzig gewesen war. Nicht dass Virginia ihr Alter jemals öffentlich zugegeben hätte. Und es hätte sie auch niemand so alt geschätzt, denn sie blieb bis ans Ende ihrer Tage eine Schönheit.

Als sie starb, wohnte Virginia bereits seit sieben Jahren bei Eve, ihrem einzigen Kind. Doch Eves Haus hatte das ungleiche Paar trotz seiner sechs Schlafzimmer, vier Badezimmer, einer riesigen Küche und mehreren Salons nie ohne Reibungen beherbergt. Es war eine Frage der Persönlichkeit. Die von Virginia hätte für vier Frauen gereicht. »Ich habe deinen Anteil für mich behalten«, sagte sie mehr als einmal zu Eve, denn Eves Mutter war nicht nur mit Schönheit, Witz und Lebensfreude gesegnet, sondern auch mit einer bösen Zunge.

Eve, deren Ehemann schnellstens aus dem Hühnerstall geflüchtet war – genau, wie es Virginia vorhergesagt hatte –, sorgte daraufhin unermüdlich und pflichtschuldig für ihre Mutter. Dieser Aufgabe opferte sie ihre Freiheit, ihr Selbstvertrauen und ihre Selbstachtung. Doch im Grunde hatte Virginia ihr diese Dinge bereits bei ihrer Geburt geraubt, und das, was davon vielleicht noch vorhanden war, spätestens nach dem Tod von Eves Vater, der einem Herzinfarkt erlag, als Eve fünf Jahre alt war. Auch in dieser Tragödie spielte die zurückgebliebene Ehefrau

schnell die Hauptrolle, ungeachtet der Tatsache, dass es um ihre Ehe bereits seit geraumer Zeit schon nicht mehr zum Besten stand.

In Virginias Witwenstand gab es eine Vielzahl von Liebhabern und zeitweise auch einen zweiten Ehemann. Ihre wahre Zuneigung galt jedoch immer nur ihrer Enkelin, in der sie sich selbst wiedererkannte. Gerade heute erst, als Izzy mit den Camparis draußen sitzen wollte und Eve ihr erklären musste, dass die Gartenmöbel am Tag zuvor frisch gestrichen und noch klebrig wären, hatte sie in einem Tonfall erwidert, der Virginia leibhaftig aus dem Grab zurückbrachte: »Das hättest du besser bereits an Ostern erledigt.«

Rückblickend, in der feierlichen Stille des Esszimmers, konnte Eve sich an keine einzige ernsthafte Meinungsverschiedenheit zwischen ihrer Mutter und ihrer Tochter erinnern. Unstimmigkeiten hatte es viele gegeben, Tage, an denen sie sich beide schrill bei ihr über die Unzulänglichkeiten der anderen beklagten. Aber diese hysterischen Anfälle flauten ebenso plötzlich und unberechenbar wieder ab, wie sie ausgebrochen waren. Und Eve wurde erneut ins Abseits gedrängt und ausgeschlossen, wie schon so viele Male zuvor.

Nach einer eher zur Jahreszeit passenden Zitronentarte mit einer Tasse Kaffee und einigen mit Bedacht ausgewählten, unverfänglichen – zumindest, was Eve anging – Erinnerungen an ihre sehr unterschiedlichen Erfahrungen mit Virginia, machte sich Izzy auf den Weg, eine alte Schulfreundin zu besuchen.

Eve begann einigermaßen erleichtert, die Spuren des Mittagessens zu beseitigen. Gwen hatte den Rest des Tages frei, also säuberte Eve die Teller selbst und räumte den Geschirrspüler ein. Das hätte sie allerdings auch gemacht, wenn Gwen da gewesen wäre. Gwen sagte oft, sie wisse gar nicht, wofür Eve sie überhaupt bezahle; in letzter Zeit gebe es so wenig für sie zu tun. In Wahrheit wussten sie beide ganz genau, warum Eve Gwen dafür bezahlte, dass sie dreimal die Woche aus dem Dorf ins Haus kam. Sie bezahlte sie für ihre Gesellschaft, ihre angenehme, an keinerlei Bedingungen geknüpfte Gesellschaft.

Nachdem die Küche wieder adrett und tadellos aussah – sozusagen ein Abbild ihrer selbst, obwohl sie nie auf einen derartigen Gedanken gekommen wäre –, setzte sie sich an den Küchentisch am Fenster mit Blick auf den Pflaumenbaum. Unter einer braunen Ledermappe, in der sie ausgeschnittene Rezepte sammelte, zog sie Jackson Coopers – Jacks – Postkarte hervor und las sie noch einmal.

Dann ging sie in die Bibliothek an ihren Sekretär. Wie oft hatte sie hier schon gegessen: um die Einladungen zu Izzys Taufe vorzubereiten, um ihre Scheidungspapiere zu unterschreiben und um die Einkaufsliste für das Begräbnis ihrer Mutter zusammenzustellen. Sie klappte den Bildschirm des flachen blauen Laptops auf, den Izzy ihr letztes Jahr zu Weihnachten mitgebracht hatte. Auf Jacks Internetseite war eine E-Mail-Adresse angegeben.



Deborah McKinlay

Die unverhofften Zutaten des Glücks

Roman

ERSTMALS IM TASCHENBUCH

Taschenbuch, Klappenbroschur, 288 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-453-41843-1

Heyne

Erscheinungstermin: Juli 2015

Mitreißend erzählt Deborah McKinlay von großen Lebenskrisen, den Freuden guten Essens - und einer ganz besonderen Liebe

Aus einer Laune heraus schreibt die Britin Eve dem amerikanischen Bestsellerautor Jack Cooper einen Leserbrief. Und er antwortet! So beginnt eine wunderbare Freundschaft. Beide teilen die große Leidenschaft für das Kochen und gutes Essen – und beide stecken mitten in einer existenziellen Lebenskrise. Sie spenden sich gegenseitig vorsichtig Trost und Rat, wodurch ihre Beziehung immer inniger wird. Schließlich schlägt Jack ein Treffen in Paris vor. Doch das, fürchtet Eve, kann niemals stattfinden ...



Der Titel im Katalog